Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 12

Artikel: Über eine besondere Seite Goethe'scher Weltanschauung
Autor: Eichhorn, Gustav
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751453

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Über eine besondere Seite Goethe'scher Weltanschauung

Von Dr. **Gustav Eichhorn**, Zürich

Die Rolle, welche Goethes ahnungsvolles Schauen für die Naturerkenntnis und bei der Bildung seiner Weltanschauung gespielt hat, ist schon so häufig Gegenstand geistreicher Betrachtungen gewesen, daß man von vorneherein geneigt ist, dieses Thema für erschöpft zu halten, und doch scheint mir dies nicht der Fall zu sein, wie ich im folgenden zu zeigen beabsichtige durch eine Darstellung, wie Goethes ahnendes Vorausempfinden ungreifbarer Beziehungen im Naturgeschehen auch in ganz modernen physikalischen Anschauungen über die Materie und ihre Attribute wieder zu konkreten Vorstellungen und Begriffen sich verdichten.

Die klassischen Worte, welche Goethe hinsichtlich seiner Wirbeltheorie des Schädels äußerte: „Ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man geberde sich wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt es sich aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt es sich wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig" charakterisieren beim Dichter für sein Schaffen die geistige Tätigkeit, welche wir in der ächten Phantasie, die in den meisten Fällen zu den großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen führte, beim Naturforscher wiederfinden. Aus geheimnisvollen Tiefen stammende Kräfte führen sie beide zum gleichen Ziele, wenn auch der Dichter als Künstler vor jeder analytischen Zergliederung eine gewisse Scheu empfindet, während für den Naturforscher, oder sagen wir bestimmter für den Physiker, erst dann die Befriedigung beginnt, wenn er sich über die Natur der Kräfte, welche in gewissen Zusammenhängen des Naturgeschehens sich manifestieren, eine deutlichere Vorstellung oder wenigstens ein Gleichnis glaubt bilden zu können, d. h. er sucht nach einer Art Mechanismus der Erscheinungen. Das vermutete Gesetz muß sich dann auch bestimmter in Worte fassen lassen als es

bei den ihrer Natur nach nur vagen, in Einzelheiten nicht notwendig genau präzisierbaren Andeutungen der vom Dichter esoterisch empfundenen Zusammenhänge der Fall ist.

Typisch für das, worauf es mir ankommt hinzuweisen, ist im „Faust" 2. Teil die wunderbar tiefe Äußerung über die Mütter:

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsamt wohnt,
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.

Die bisherigen Auslegungen dieser Worte waren nur Umschreibungen. Goethes pantheistisches Empfinden, sein sich Einsfühlen mit der Natur hat aber sicher eine tiefe Wahrheit, wenn auch nur esoterisch, so doch klarer empfunden als seine bisherigen Interpreten in der Literatur. Bestimmte Vorstellungen waren aber überhaupt bisher gar nicht möglich, weil es dazu an Begriffen fehlte, die erst die jüngste Naturforschung ausbilden konnte. Was hat nun der Physiker hierüber zu sagen, und wie kommt er dazu, sich mit diesen biologischen Problemen zu befassen? Die Veranlassung dazu wird nicht nur verständlich, sondern erscheint als notwendige Konsequenz aus Vorstellungen über physikalische Tatsachen, wenn wir gewisse neue Errungenschaften der modernen Physik ins Auge fassen. Es handelt sich um nichts Geringeres als um die höchst bedeutungsvolle Ermittlung einer physikalischen Genesis der Materie, wodurch sich auch ganz neue Gesichtspunkte über die stofflichen Grundlagen der Vererbungs- und Gedächtniserscheinungen ergeben. Auf Grund teilweise von direkt beobachtbaren Tatsachen, teilweise von solchen, von deren Wirklichkeit wir, wie in so vielen anderen Fällen, durch eine Reihe von logischen Überlegungen überzeugt sind, erkennen wir nämlich, daß das, was wir Materie nennen, nichts anderes sein kann als ein kompliziertes Aggregat von Elektronen oder Elektrizitätsatomen. Hieraus ergeben sich dann fundamental neue Vorstellungen über den Begriff der „Masse". Ich will dies hier nicht weiter ausführen, sondern nur die eminent wichtige neue Erkenntnis hervorheben, daß kein materielles System isoliert dasteht, sondern als eng vergesellschaftet erscheint mit einem andern

System, das, obwohl für uns unsichtbar, Bewegungsgröße aufzuspeichern vermag. Die Elektronen erscheinen einerseits als die kleinsten Bausteine der Materie, anderseits als eine Singularität in diesem unsichtbaren universalen, den ganzen Weltenraum erfüllenden Medium, das wir mit dem sogen. Weltäther zu identifizieren haben, dessen tatsächliche Existenz anzunehmen die Physik zwingende Gründe hat, und den wir auf Grund der Desintegrationstheorie der Materie, zu der das Studium der radioaktiven Phänomene geführt hat, als die Ursubstanz auffassen müssen, in welche sich die Atome sämtlicher Elemente im Laufe von Äonen vollständig wieder aufzulösen scheinen, ohne daß es deshalb unbedingt zu einer Götterdämmerung des Weltalls zu kommen braucht, da eine Rückbildung von Atomen selbst hochatomiger Elemente physikalisch und im Sinne von Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen uns durchaus plausibel erscheinen darf.

Das Schlußglied unserer Überlegungen führte u. a. einen der bedeutendsten lebenden Physiker, Sir J. J. Thomson, in seinen letzten „Adamsonlecture" zu der Äußerung: „Das Studium der Probleme, die uns durch diese neueren Forschungen gestellt werden, führt uns zu dem Schlusse, daß das unsichtbare Universum — der Weltäther — die eigentliche Werkstatt des materiellen Universums ist, und daß die Naturerscheinungen, wie wir sie sehen, Gebilde sind, die auf den Webstühlen dieses unsichtbaren Universums gewebt sind." Der eigentliche Sitz aller Phänomene, welche wir an der Materie beobachten, ist also in letzter Hinsicht nur im Weltäther zu suchen, mit dem sie durch die Elektronen quasi verknüpft erscheint. Es steht auch wissenschaftlich fest, daß selbst der einfachste Vorgang in der Materie immer unlösbar mit dem Auftreten elektromagnetischer Erscheinungen verknüpft ist, die ja auch nichts anderes sind als Zustände und Vorgänge im Weltäther. Es liegt daher die Annahme nahe, daß auch in den Fällen unsichtbaren Geschehens bei den Vorgängen in den Keimzellen und Gehirnzellen ein Äthervorgang im Gange ist. Unter diesem neuen Gesichtspunkt glaubt also der moderne Physiker von der eigentlichen biologischen Potenz, die immer wieder die typischen Individuen hervorbringt, eine physikalische Seite diesseits der Grenze der Metaphysik zu erkennen. Jeder moderne Biologe hält die alte Präformationslehre für einen überwundenen Standpunkt, aber einem Physiker erscheinen auch die heutigen Anschauungen der biologischen Entwicklungsmechanik, in morphologischer Hinsicht die Kräfte in den

sich entwickelnden Zellen selbst oder in außerhalb der Anlage gelegenen Teilen zu suchen, als sehr unwahrscheinlich; für ihn gibt es noch eine dritte Möglichkeit, die sich gerade aus den offenkundigen Beziehungen zwischen Weltäther und Materie ergibt. Für ihn ist nämlich die Annahme verständlich, daß die Form potentiell stets im Weltäther vorhanden ist, was natürlich nicht so aufzufassen ist, als wenn neben jeder sichtbaren Form eine gleiche unsichtbare Form im Äther bestehe, sondern es kann sich da um Zwangszustände im Äther handeln (für welche als solche dem Physiker Analogien[1]) wohlbekannt sind), die an die Keimzelle oder Chromosomen oder an ein Protomer, oder wie man die kleinste materielle Einheit nennen will, geknüpft sind. Der Stoff würde dann nur das gefügige Substrat sein, um den aus solchen Beziehungen sich entwickelnden Kräften folgend die Form auch sichtbar zu entfalten.

Des Dichters vorher zitierte Worte: „Euer Haupt umschweben ꝛc." müssen nach Gesagtem dem modernen Physiker geradezu frappierend als ein intuitives Vorausempfinden derartiger physikalischer Zusammenhänge erscheinen.

Wenn eine Hydra bis auf den sechsten Teil eines Millimeters zerhackt werden kann, ohne daß diese winzigen Hackstückchen die Fähigkeit verlieren, sich wieder zu einer ganzen Hydra auszuwachsen oder wenn aus einer formlosen, gerüttelten und geschüttelten Masse einer Campanularia immer wieder eine Campanularia entsteht, oder wenn wir in den wunderbaren Gebilden der Radiolarien die innige Verwandtschaft mit den Kunstschöpfungen erkennen, die im Kopf und Herz eines Künstlers entsprangen, so manifestiert sich für den heutigen Physiker auch hierin das gesetzmäßige Wirken von geheimnisvollen Zusammenhängen aller Materie mit ihrer Ursubstanz, aus der sie entsprang und der sie schließlich wieder zurückgibt, was ihr an Glanz und Schein und Energie zeitlich im Wirken des „Erdgeistes" verliehen war.

---

[1]) Im Poulsen'schen Telegraphon z. B. wird die Sprache unsichtbar und von selbst unzerstörbar durch Magnetismus, d. h. durch einen rotationell elastischen Zustand im Weltäther, fixiert, ein Prinzip, das in ingeniöser Weise sozusagen in das Mikrokosmos hinabsteigt und ohne Zweifel auch mehr als eine Analogie für das Prinzip der Gedächtniserscheinungen bedeutet. Merkwürdigerweise kann sogar ein und derselbe Stahldraht gleichzeitig der Gesprächsträger mehrerer magnetischer „Engramme" sein, ganz ähnlich wie die lebendige Substanz für die Gedächtnisengramme.

Wie die unsichtbare morphologische Potenz zu sichtbarem Wirken geweckt werden kann, zeigen weiter auch die merkwürdigen Tatsachen der künstlichen Parthenogenese und Ephebogenese, zeigt die von Häckel besonders betonte Tatsache, daß in seinem ontogenetischen Zeitkreis das Individuum häufig, wenn auch in grober Weise, die Formen solcher Ahnen wieder durchmacht, die bis in graue Vorzeit hinein seine geologischen Ahnen waren, d. h. daß die Ontogenie die Phylogenie spiegelt, sie quasi kinematographisch in allen ihren Phasen wieder aufleben läßt.

Schon im 1. Teil, als Faust die nur durch das Gefühl erfaßbare Wesenheit Gottes umschreibt, stoßen wir auf eine, der vorgestellten ganz ähnliche Äußerung:

Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar, sichtbar neben Dir.

Unserem menschlichen Auge verhüllt, aber doch in ihren Wirkungen sichtbar, manifestieren sich uns Zusammenhänge, deren Wurzeln von der modernen theoretischen Physik aufgedeckt zu werden scheinen, auf der im letzten Ende, wie sich Prof. Nernst auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Münster treffend äußerte, jedes zukünftige philosophische System wird basiert sein müssen.

Auch die tiefen Worte des Erdgeistes:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am brausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid

können fast nicht anders erscheinen als dichterisches Vorausahnen des schon zitierten Häckelschen biogenetischen Grundgesetzes und seiner wahrscheinlichen physikalischen Erklärung, wobei Goethe sehr wohl, worauf schon Helmholtz in seiner meisterhaften Rede über Goethes Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen hinwies, auch noch an die damals schon im

Keim vorhandene Idee von der Konstanz der Gesamtenergie im Weltall gedacht haben kann; ihrem Gesetz ist auch alles organische Leben untertan, als dessen Vertreter auf der Erde der Erdgeist die allegorische Figur ist.

Noch ein anderes Wort:

Es schwebet schon in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied der Äolsharfe gleich

klingt an das Gesagte an. Es ist schon da, was der Dichter sagen will oder besser sagen muß, denn in drängender Unruhe, in intellektuellen Wehen fühlt er sich nur als Werkzeug göttlicher Schöpfungen, die er in leidender Empfängnis erzeugt. Freilich empfinden wir auch jetzt noch unsere Unzulänglichkeit zu restlosem Verstehen, aber ein vorausahnendes Gefühl treibt uns vorwärts. Noch erkennen wir das „Unbeschreibliche" wie in der Form künstlerischer Darstellung so auch physikalisch nur im Bilde, aber der moderne Physiker scheint doch auf dem Wege zu sein, der in das „Reich der Seligen" führt, für die in der Fausttragödie das Unbeschreibliche Wirklichkeit wird: „Das Unbeschreibliche, hier ist es getan". In diesem Sinne erscheint auch des Forschers Tätigkeit, wie die Kunst des Dichters in Worten oder Tönen, als eine Schwester und Dienerin der Religion, als eine Deuterin dessen, was göttlich ist in uns und um uns. — Glücklich der Staubgeborene, der in weihevollen Stunden solche göttlichen Eingebungen empfängt. Aber diese Geistesblitze sind nur selten und kurz; zwar hinterlassen sie ihre Spur, indem sie ein Menschenantlitz adeln, aber wirklich bedeutend wird es nur in solchen Stunden erscheinen, da der Auserlesene im Schaffen der Erde gewissermaßen entrückt ist.

Mit diesen Wendungen begeben wir uns aber schon auf das Gebiet transzendenter Faktoren, deren die entwickelte physikalische Anschauung in zwingender Konsequenz nicht entraten kann, doch beabsichtige ich nicht an dieser Stelle[1]) darauf einzugehen. Nur das sei hervorgehoben, daß, wenn die heutigen Anschauungen über die Genesis der Materie richtig sind, und ihre Wechselwirkung mit dem Weltäther oder besser gesagt einer Ursubstanz besteht, daß dann ein

[1]) Wer sich für eine vollständigere Darstellung interessiert, den verweise ich besonders auf die Schriften „Life and matter" und „Man and the Universe" des großen englischen Physikers und Philosophen Sir Oliver Lodge, ferner auf meine kleine Schrift „Vererbung, Gedächtnis und transzendentale Erinnerungen vom Standpunkte des Physikers" (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart), sowie auf einen zusammenfassenden Bericht hierüber in der Zeitschrift „Neue Weltanschauung" Heft 4, April 1911.

lebendiges System, oder allgemein eine Vitalität nicht spurlos verschwinden kann, wenn das eintritt, was wir den irdischen Tod nennen. Vielmehr muß es dann auch freie bioskopische Wirkungspotenzen im Weltäther geben, losgelöst von dahingeschwundenen materiellen Systemen, die sie erregten, und fähig wieder in Wechselwirkung zu treten mit neuen stofflichen Systemen[1]). Dies würde dann physikalisch das bekannte psychische Phänomen, auf das schon so viele feinfühlige Naturen aufmerksam geworden, verständlich machen, daß sich uns oft sozusagen transzendente Erinnerungen aufdrängen, d. h. solche an Ereignisse und Vorstellungen, die wir mit aller Deutlichkeit selbst durchlebt zu haben meinen, und die doch nicht unserer gegenwärtigen persönlichen, bewußten oder unterbewußten Erfahrung angehören können. Von Goethe haben wir bekanntlich auch hierüber ganz bestimmte charakteristische Äußerungen mit Bezug auf sich selbst. Adolf Wilbrandt hat in seinem tiefen Werke „Der Meister von Palmyra" diese Wahrnehmung einer gleichen Vitalität in wechselnden Formen dichterisch verewigt. Unvergänglich schön bleiben die Worte von Apelles an Zenobia:

Es springt des Lebens Geist von Form zu Form;
Eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es
Von tausend Formen fassen und entfalten,
Nur eine Straße geh'n; drum tracht' es nicht
Ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit,
Das Gott nur ausfüllt! — Sollt' es dauern, müßt' es
Im Wechsel blüh'n, wie du! von Form zu Form
Das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd,
Bis sich's im reinen Licht verklärt. So könnten wir
Vielleicht allmählich Gott entgegenreifen.

Von Annie Besant, mit deren theosophischen Anschauungen ein Physiker sich sonst nicht immer befreunden kann, las ich die Worte: The breaking of a series of forms round an ever expanding life means evolution. Lodge meint: „There are people who seem able to respond to a psychical agency apparently related to the surviving portion of intelligences now discarnate," und Goethe sagte 1824 zu Eckermann: „denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser

[1]) Im Zeitalter der auf Ätherschwingungen beruhenden drahtlosen Telegraphie sind solche Vorstellungen auch dem Verständnis des Laien näher gerückt.

Im Sonnenschein
Museum Solothurn

Frank Buchser

Aus dem Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft

Albanese auf der Lauer
Museum Solothurn

Frank Buchser

Aus dem Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft

Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die bloß unserem irdischen Auge unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortwirkt." „Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!" meint Mephisto und muß dann doch gestehen:

„Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre."

Nebenbei bemerkt weist das eigentümliche Phänomen der „transzendentalen Erinnerungen" vielleicht auf eine Reversibilität im Gebiete der Lebenserscheinungen oder wenigstens der Psyche hin; die sonst in der Natur von uns beobachteten möglichen Prozesse sind bekanntlich alle nicht umkehrbar.

Durch die eben angedeuteten physikalischen Betrachtungen wird auch hier von einem esoterischen Empfinden zu bestimmteren Begriffen eine Brücke geschlagen. Wir empfinden auch die tiefere Bedeutung des Kantschen Wortes, „wenn gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung angeht, so entspringt sie doch nicht alle aus der Erfahrung".

Schließlich möchte ich noch kurz auf die Schlußworte des Chorus mysticus in „Faust"

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan

eingehen, weil ich auch hier eine Vorausahnung Goethes über die Natur von Wirkungen erblicke, in deren Wesenheit die Ergebnisse der modernen Biologie und Physik ebenfalls mit hellerem Lichte hineinleuchten.

Die verbreitetste Auffassung dieser mystischen Worte ist wohl die, daß das eigentlich Schöpferische in uns das Gefühl sei, das im Weibe seine höchste Vollendung erreiche. Ein Kern von Wahrheit steckt wohl in dieser Auffassung, trotzdem das Weib selbst in intellektueller Hinsicht typisch nichtschöpferisch ist. Merkwürdigerweise stoßen wir anderseits gerade bei bedeutenden geistig produktiven Männern sehr häufig auf weibliche Züge in ihrem Aussehen und Wesen, das vorwiegend nach der Mutter geartet erscheint. Ich erinnere z. B. an die Äußerung von Helmholtz über seinen großen Zeitgenossen Sir William Thomson (Lord Kelvin), den er nach der ersten Begegnung als einen „hellblondesten Jüngling von mädchenhaftem Aussehen" beschreibt. Durch nachstehende Betrachtungen dürfte auch dieser scheinbare Gegensatz sich aufklären. — Helm-

holtz gab einer anderen Auffassung Ausdruck, indem er sagte: „Die Schlußstrophe wendet sich in ein höheres Gebiet. Sie zielt auf die Erhebung aller geistigen Tätigkeit im Dienste der Menschheit und des sittlichen Ideals, welches durch das Ewig-Weibliche symbolisiert ist."

Ich glaube Goethe hat einem viel einfacheren, natürlichen Empfinden aus seiner reichen Liebes-Erfahrung Ausdruck geben wollen durch eine Symbolik, an die auch vorher schon die Äußerung Fausts zu Chiron über Helena „Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig", anklingt. Noch als Greis hat er durch die kaum den Kinderschuhen entwachsene Minna das Spiel geheimnisvoller Kräfte an sich erfahren müssen, die im Weibe stecken.

Die moderne Naturforschung beginnt auch hier den verhüllenden Schleier zu lüften. In jedem von uns steckt unserer Entstehung gemäß Mann und Weib. Werden die Anlagen für den männlichen Geschlechtscharakter entfaltet, so entsteht ein männlicher Organismus, er enthält die weiblichen Charaktere in unterdrücktem Zustande, und wenn ein weiblicher entsteht, liegen die Verhältnisse umgekehrt. Nebenbei bemerkt findet so auch die Homosexualität ihre natürliche Erklärung; zu welcher inneren Zerrissenheit aber eine solche Veranlagung führen kann, weil sie das produktive Agens vernichtet, zeigen beispielsweise die erschütternden Äußerungen Oscar Wildes in seinem Briefe an Lord Alfred Douglas, der einen als document humain bedeutsamsten Bestandteil von Wildes Selbstbekenntnissen „De Profundis" bildet. Das Studium der Entwicklungsvorgänge in ihren ersten Elementen, den sogenannten Chromosomen, geben da ein deutlicheres Bild, wie es kürzlich noch Prof. Correns auf der letzten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Münster in geistvollen Betrachtungen über die Geschlechtsbestimmung vor unseren Augen entrollt hat. — Wie stellt sich nun unter solchen Gesichtspunkten eine Wechselwirkung von lebendigen Systemen untereinander, die für Menschen mit offenen Sinnen zur fast täglichen Erfahrung gehört, dar? Der Physiker im besonderen fühlt sich da auf dem großen Gebiete des Mittönens, der Resonanzerscheinungen. Ist es in der Tat nicht das natürlichste, anzunehmen, daß durch das andere Geschlecht in uns der latente Teil unserer zeitlichen Persönlichkeit geweckt und gewissermaßen zum Tönen gebracht wird, wodurch sich dann erst unsere ganze Persönlichkeit in uns manifestiert?! Daß aus einem solchen Vollklang im Falle der Harmonie dann gesteigerte Leistungs-

fähigkeit entspringt, erscheint nun fast selbstverständlich. In der Tat ist das liebende und geliebte Weib noch zu allen Zeiten der Genius des Mannes gewesen, der ihn aus einem unvollkommenen Zustande zur höchsten Entfaltung seiner ganzen Persönlichkeit erregt und hinanzieht. Wie sehr dies bewußt empfunden werden kann, zeigte mir der Ausspruch einer klugen Frau: „Weib sein bedeutet dem Wesenston des geliebten Mannes bewußt eine Resonanz bereiten wollen, und das Seeleninstrument der ächten Frau ist nur auf diesen einen Ton gestimmt.“ Überhaupt werden die oft katastrophalen Erschütterungen der menschlichen Seele durch die Liebe auf Grund der Auffassung derselben als Resonanzphänomen verständlicher, und es wird begreiflich, wie jede große Trennung eine Art Wahnsinnszustand hervorruft. So ist das Weib das eigentlich schöpferische Prinzip, wenn auch selbst nichtschöpferisch; gewissermaßen selbstlos dient es den höchsten Zielen der Menschheit und, indem es mit einem unvollkommenen Halbwesen verschmilzt, wird erst die vollkommenste Einheit „Mensch“ erreicht. — „Nicht mehr Tristan, nicht Isolde; ohne Nennen ohne Trennen endlos ewig ein bewußt.“ In diesen Worten bringt Wagner es zum Ausdruck, daß das, wonach Tristan und Isolde sich sehnen, die Aufhebung der durch die Doppelgeschlechtlichkeit bedingten Trennung ist. An sich ist aber das Zustandekommen dieser durch den Einfluß von Mathilde Wesendonk geborenen Schöpfung ein sprechendes Zeugnis für die undefinierbare Zaubergewalt des edlen Weibes auf den Mann, der dann Leistungen vollbringt, die ihm nachher selbst als Wunder erscheinen, wie ja auch aus den eigenen Worten Wagners gerade über dieses Musikdrama hervorgeht: „Wie ich so etwas habe machen können, wird mir immer unbegreiflicher.“ Im Sinne unserer Darlegungen dämmert ein Verstehen dieser geheimnisvollen Zusammenhänge herauf. Wer sie feinfühlig empfindet, meidet dann auch manche trügerische Klippe. Man darf die Seele nicht mit den Sinnen betrügen; der echte Epikureer schwelgt nicht nur in den Wonnen des körperlichen Genusses, wenn Leben sich des Lebens freut, sondern auch in der Seligkeit des schöpferischen Gestaltens. Er weiß das Sinnliche in die Sphäre des Geistigen zu erheben. Das von Dante's dichterischem Geiste erschaute Frauenideal als Sinnbild himmlischer Güte, kann den Mann wahrhaft erlösen und einem erhabenen Leben zuführen.

Doch „Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
„Das nicht die Vorwelt schon gedacht?"

Denn solche Überlegungen sind schließlich eine alte Weisheit, nur ist sie so ehrwürdig alt, daß man sie wohl gerade deshalb immer wieder vergessen hat. Die alten Griechen[1]) unterschieden zwischen einem gesunden Eros, der blühendes Gedeihen und Gesundheit zur Folge hat und einem kranken Eros, der nichts anderes begehrt, wie die Lust des Augenblicks und alle Niederträchtigkeit und Ruchlosigkeit in die Welt brachte. Nach Agathon ist die Liebe ihrem tiefsten Wesen nach ästhetischer Natur, und der Liebende der Künstler und Bildner des Lebens. Aristophanes erblickte den Sinn der Liebe in der Wiedereinswerdung des ursprünglich Zusammengehörigen; nach ihm sind die Menschen der Urzeit Doppelwesen gewesen; indem Gott diesen vollkommenen Körper in zwei Hälften spaltete, erweckte er im Mensch unendliche Sehnsucht und Liebe. Deshalb suchen wir armen Halbmenschen mit leidenschaftlichem Verlangen die andere Hälfte, die zu uns gehört, die uns wieder groß und stark und ganz macht. Ähnliche Äußerungen finden wir bei Plato und nachher bei den christlichen Mystikern z. B. Jakob Böhme. Welche merkwürdige Übereinstimmung mit den Einblicken, die uns die heutige Naturerkenntnis begrifflich vermittelt! Ein trotziges Aufbäumen gegen solche Einsichten führte wohl Weininger zu seinem Weiberhaß und zur Aufstellung seiner Theorie von der sozusagen „splendid isolation" des Mannes, aber ungestraft vergeht man sich nicht gegen das Natürliche, und wohl nur an daraus entstandenen seelischen Konflikten ist Weininger dann so schnell zugrunde gegangen.

Eine Frau, der diese Erkenntnis ihrer Bedeutung in der Geschichte der Menschheit und Kultur aufgeht, wird sich nicht als Unterdrückte empfinden, wie das heutige Schlagwort der Frauenrechtlerinnen lautet, jedenfalls wird sie in Emanzipationsbestrebungen niemals über die Grenze des Schönen und Natürlichen hinausgehen. — Fast ist man geneigt zu sagen, daß sie, einer solchen hohen Aufgabe entsprechend, von der Natur verschwenderisch mit den Attributen der Schönheit und Anmut ausgestattet sei, einem Schatz von Imponderabilien, den auch der Physiker nicht mit seinen Denkmitteln zu heben

[1]) Es sei auf einen interessanten Aufsatz „Die platonische Liebe" von Georg Mehlis hierüber in der Zeitschrift „Logos", Februarheft besonders hingewiesen.

vermeint; oberflächliche Behauptungen, wie sie uns in dieser Hinsicht beispielsweise in Häckels „Welträtseln“ vorgesetzt werden, erscheinen ihm eines tiefen Denkers und dünkelfreien Forschers unwürdig. Bewundernd aber steht er vor den dichterischen Divinationen eines Goethe, die bis an die Grenzen menschlicher Erkenntnis reichen und Zusammenhänge vorausempfanden, die uns erst heute in einer höchsten Blütezeit physikalischer Wissenschaft begrifflich faßbar werden.

Schweizer Maler

Schweizer Maler ist heute mehr als eine rein lokale Bezeichnung. Jeder hat dabei das Bild einer geschlossenen Gruppe vor sich. Nicht durch äußeren Zusammenschluß gefügt, sondern durch ein einheitliches geistiges Band. Es ist nicht sowohl die Formensprache, — hier bilden sich andere und eigene, zum Teil sich widersprechende Gruppen, — als eine gewisse künstlerische Artung, die mehr zu unserm Empfinden als zu unserm Verstand spricht. Sie ist in ihrer hundertfältig gebrochenen Ausstrahlung nicht in knappen Worten zu umreißen, aber jedem Besucher größerer internationaler Kunstausstellungen muß es auffallen, wie rasch und verhältnismäßig sicher die Schweizer Maler sich unter der großen Menge als etwas Besonderes ausscheiden lassen. Es ist damit nicht immer ein Qualitätsurteil abgegeben, wohl aber eine Anerkennung von etwas Eigenem, Besonderen, Zusammenhaltenden. Und zwar ist es dasselbe, was auch in der literarischen Produktion als das Gemeinsame und Bezeichnende hervorgehoben werden kann, eine gewisse nüchterne Sachlichkeit, die auch das wildeste Phantasieleben, den heißesten Schöpferdrang in festen, klaren Geleisen hält und führt. Die klare, durchsichtige Bergluft weht auch aus dem Schaffen unserer Künstler und läßt sich selbst da nicht verleugnen, wo entgegengesetzte Ziele und Ideale angestrebt werden. Eine unbestechliche Ehrlichkeit und ein ernsthaftes Streben, das vor harten und kantigen Formen nicht zurückschreckt, wird ebenso energisch verlangt wie ein überzeugendes Können, ein Beherrschen der Mittel. Zielloser Überschwang und unehrliche Aufmachung fadenscheiniger Armseligkeit findet hier keinen dauernden Nährboden. Und das ist der Ruhmestitel, den die Schweiz in Anspruch nehmen darf. Daß sie auch qualitativ Hervor-